

## Auf eine positive Geschichte hinarbeiten

**TRIBÜNE-Gespräch mit dem Historiker Prof. Dr. Raphael Gross, Leiter des Jüdischen Museums Frankfurt, des Fritz Bauer Instituts und des Leo Baeck Institute (London)**

**TRIBÜNE:** Das von Ihnen geleitete Fritz Bauer Institut hat am 2. Mai den Ignatz Bubis-Preis für Verständigung erhalten, im März bereits die Buber-Rosenzweig-Medaille. Beeindruckend für ein Institut zur Erforschung des Holocaust, das erst 1995 gegründet wurde. So lange dauerte es damals, bis die Auffassung von Volker Hauff, dem damaligen Oberbürgermeister von Frankfurt, umgesetzt werden konnte, der es als Aufgabe Deutschlands ansah, seine jüngste Geschichte selbst zu erforschen und aufzuarbeiten und dies nicht nur ausländischen Einrichtungen wie Yad Vashem zu überlassen.

**GROSS:** In Deutschland beginnt die Auseinandersetzung mit dem Holocaust auf breiter Basis erst in den späten 1980er Jahren. Das gilt auch für die Geschichtswissenschaft. Insofern erfolgte die



Gründung des Fritz Bauer Instituts zwar unglaublich spät, sie bildet aber sehr genau die gesellschaftliche und wissenschaftliche Entwicklung ab. Natürlich gab es schon früher Versuche Einzelner, die NS-Geschichte zu erforschen. Denken Sie nur an Joseph Wulf, der bereits ab den 1950er Jahren Dokumente zu verschiedenen Facetten der NS-Verfolgungspolitik veröffentlichte. Aber erst mit den späten 1980er Jahren begann die intensive Forschung, wie wir sie in der deutschen Geschichtswissenschaft heute sehen. Die Institutsgründung 1995 ist daher aus meiner Sicht ein logischer und signifikanter Schritt. Erwähnt werden sollte jedoch, dass die Gründung damals nicht mit einer Professur an einer Universität verbunden war. Wir sind sehr stolz auf die erhaltenen Auszeichnungen, aber es ist sehr bedauerlich, dass wir im Gegensatz zu anderen außeruniversitären Einrichtungen vom Land Hessen keinen Lehrstuhl erhalten. Übrigens gibt es bis heute in ganz Deutschland keine Holocaust-Professur, weder hier in Frankfurt noch an einer anderen deutschen Hochschule.

**TRIBÜNE:** Sie leiten als Direktor neben dem Fritz Bauer Institut auch das Jüdische Museum Frankfurt und das Leo Baeck Institute in London. Drei Institute mit internationalem Renommee,

dazu eine vielfältige wissenschaftliche Tätigkeit und Ihr Engagement in einer Reihe weiterer Einrichtungen – wie bekommen Sie das unter einen Hut?

**GROSS:** Ich versuche, die drei Institutionen, die jeweils sehr unterschiedliche Aufgaben haben, in meinem Kopf zusammenzudenken. Denn auch wenn die drei Einrichtungen verschiedene Themen in verschiedener Weise bearbeiten, sind diese doch eng miteinander verzahnt: Wissenschaft und Pädagogik haben ebenso miteinander zu tun wie Ausstellung und Forschung. Daher können wir Vortragsreihen, die wir hier in Frankfurt organisieren, zum Teil auch in London präsentieren, von den Fellows, die wir in London über das Leo Baeck Fellowship Program fördern, versuchen wir Input für Themen am Jüdischen Museum zu erhalten, die Gastprofessoren, die wir für das Fritz Bauer Institut gewinnen konnten, haben öfter auch Projekte am Jüdischen Museum durchgeführt. Die jetzige Ausstellung »Juden. Geld. Eine Vorstellung« beispielsweise wurde von Professor Liliane Weissberg kuratiert. Sie war 2009 Gastprofessorin am Fritz Bauer Institut, und auf diesem Weg kam es zu der engen Zusammenarbeit.

**TRIBÜNE:** Auch die aktuelle Ausstellung, die Sie gerade erwähnt haben, macht deutlich, dass im Jüdischen Museum mehr als nur die Geschichte der Juden in Frankfurt gezeigt wird.

**GROSS:** Wir beschäftigen uns nicht nur mit historischen, sondern auch mit zeitgenössischen und künstlerischen Fragen, soziologischen, pädagogischen und psychologischen Aspekten der jüdischen Kultur und Geschichte, nicht nur mit der jüdischen oder spezifisch der Frankfurter jüdischen Geschichte. Aber die lokale jüdische Geschichte bietet einen ungeheuren Reichtum an Themen und hat gleichzeitig eine Bedeutung, die bis in die Gegenwart hineinwächst. Je länger ich hier bin, desto mehr wird mir klar, dass wir stärker versuchen, solche Themen aufzugreifen, als ich mir ursprünglich vorgestellt hatte. Denken Sie beispielsweise an unsere Ausstellung über »Die Frankfurter Schule und Frankfurt. Eine Rückkehr nach Deutschland«, in der es um die Remigration von Horkheimer, Adorno und anderen Mitgliedern des Instituts für Sozialforschung nach dem Krieg ging. Oder denken Sie an die Ausstellung über Ignatz Bubis. Natürlich hat Bubis eine weit über Frankfurt hinausgehende Bedeutung, aber er hat auch eine sehr spezifische Rolle für die Stadt: im »Häuserkampf« um das Westend, in unterschiedlichen Debatten und Konflikten wie dem Streit um die Fassbinder-Aufführung oder der Rede von Martin Walser in der Paulskirche. Das heißt, der Ort Frankfurt spielt eine große Rolle in der Arbeit des Hauses und auch in unserer Sammlung. Gerade die aktuelle Neuausrichtung des Museums zeigt das deutlich, denn wir werden den Blick stärker auf zwei Familien richten. Das eine ist die Familie Rothschild, die in gewissem Sinn schon bisher ständig präsent war durch das Rothschildpalais, in dem sich das Jüdische Museum befindet. Künftig werden wir die große Rolle der Familie für die jüdische Geschichte und auch für die Frankfurter jüdische Geschichte stärker aufgreifen, als es in den 1980er Jahren der Fall war, als das Museum eröffnet wurde. Die damalige Zurückhaltung hatte gute Gründe, nicht zuletzt, weil das Thema Rothschild sofort die Assoziation mit dem Klischee »Alle Juden sind reich« hervorbringt. Für diejenigen, die das Jüdische Museum aufgebaut haben, war es sicher zugleich ein Vor- und ein Nachteil, in das historische Palais der Rothschilds einzuziehen. Einerseits ist das Gebäude

wunderschön und wir genießen es, hier arbeiten zu können. Andererseits wäre es eine Engführung dessen, was jüdische Geschichte, auch Frankfurter jüdische Geschichte, bedeutet, wenn man sie auf die absolute Ausnahmefamilie der Rothschilds zuschneidet: Die allermeisten jüdischen Familien waren nun einmal nicht so reich, die allerwenigsten hatten eine solche Bedeutung und Wirkung. Dazu kommen die – zum Teil auch sehr negativ aufgeladenen – Vorstellungen und Klischees, die gerade mit der Finanzdynastie Rothschild verbunden sind. Unser zweiter neuer Schwerpunkt, der mir persönlich sehr wichtig ist, hängt damit zusammen, dass wir den Nachlass der Familie Frank-Elias, also die Überlieferung der Familie von Anne Frank, aus Basel erhalten werden. Die Franks haben Jahrhunderte in Frankfurt gewohnt. Es gibt eine reiche Überlieferung, die sich im Moment in der Herbstgasse in Basel befindet, im Haus des Cousins von Anne Frank. Wir sind sehr froh, dass es uns gelungen ist, diesen Nachlass hierher zu holen – zunächst einmal für 25 Jahre, aber wir hoffen natürlich, dass wir die Dokumente und Zeugnisse dauerhaft hier halten können.

**TRIBÜNE:** Sie haben von den Rothschilds und den an sie geknüpften negativen Klischees gesprochen. Aber auch schon vor dieser Bankiersfamilie waren Antisemitismus, Judenfeindschaft weltweit etabliert.

**GROSS:** Der Aufstieg der Rothschilds vollzog sich in der Zeit, in der sich der moderne Antisemitismus nach der Aufklärung entwickelte. Insofern kann man die Geschichte des Antisemitismus allgemein und der Familie Rothschild parallel lesen. Natürlich hat der Antisemitismus nicht nur mit den Rothschilds zu tun, das ist ganz klar. Aber es gibt eine spezifische Dimension des ökonomischen Antisemitismus, der seinen Kristallisationspunkt sehr stark in den Rothschilds findet.

**TRIBÜNE:** Vor einigen Tagen erst wurde die Ausstellung »Juden. Geld. Eine Vorstellung« der Öffentlichkeit präsentiert. Das Medienecho war durchaus zwiespältig: Im Feuilleton der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« (FAZ) war beispielsweise die Rede von einer »selbstgebauten Falle«, in die die Kuratoren gestolpert seien, weil auf Kommentare zu aktuellen Zitaten verzichtet wurde. Ein »Bärendienst« sei das für die Aufklärung.

**GROSS:** Die FAZ hat die Ausstellung sogar zweimal besprochen, zuerst im Wirtschaftsteil der Sonntagsausgabe durch Rainer Hank – der sich ausgesprochen positiv äußert –, dann im Artikel von Dieter Bartetzko, den Sie erwähnten. Obwohl die Überschrift dieses zweiten Beitrags etwas anderes suggeriert, wird beim Lesen des Textes deutlich, dass die Verwirrung, die Bartetzko konstatiert, mit dem Thema der Ausstellung selbst zu tun hat und nicht dem Aufbau der Schau. Wie interpretiert man die verschiedenen Zeugnisse und Dokumente zu den Stichworten Geld und Juden? Wer sich mit dem Thema genauer beschäftigt, weiß, dass es keine einfache, klare Antwort auf diese Frage gibt. Und wir wollen mit der Ausstellung auch gar keine festen Antworten liefern, wir wollen nicht in diesem Sinn eine Antisemitismus-Geschichte schreiben. Stattdessen sehen wir uns ein bestimmtes Verhältnis an, Juden, Geld, und dieses Verhältnis verfolgen wir über die Jahrhunderte hinweg. Je näher wir dabei an die Gegenwart herankommen, desto komplizierter wird die Deutung, denn dann taucht plötzlich die Frage auf: Ist das Bild, das hier von einem reichen Juden gezeichnet wird, antisemitisch oder nicht? Daran, dass man über einen reichen Juden spricht

oder schreibt, ist zunächst einmal nichts Antisemitisches. Es gibt reiche Juden genauso wie andere reiche Menschen. Warum sollte es sie nicht geben? Die entscheidende Frage ist, wo wird die Äußerung über einen reichen Juden zum Klischee, wo wird sie zu einem bösen Klischee? Wenn unsere Ausstellung die Sensibilität dafür erhöht, welch schmaler Grat es zum Klischee ist, dann, glaube ich, haben wir etwas Wichtiges erreicht. Dass in den Medien nicht vorbehaltlos alles, was wir zeigen, eins zu eins übernommen wird, das haben wir in gewisser Weise gehofft: Die Ausstellung soll provozieren, sie soll eine eigene Auseinandersetzung mit dem Thema provozieren und nicht mit vorgefertigten Positionen zu einem gedanklichen bequemen Zurücklehnen der Besucher führen. Insofern sind wir sogar dankbar, dass die Beurteilungen in den Medien so unterschiedlich sind.

**TRIBÜNE:** Das Interesse und die Sensibilität gerade der jungen Generationen für das Thema Holocaust zu erhalten, scheint immer schwerer zu werden. Inwieweit ist es gelungen, die Ergebnisse der langjährigen Forschungsarbeit – sowohl des Fritz Bauer Instituts als auch des Jüdischen Museums – in der breiten Öffentlichkeit, besonders in Bildungseinrichtungen zu verankern?

**GROSS:** Ich bin nicht sicher, ob die Sensibilität für das Thema in der jungen Generation tatsächlich schwindet. Ich glaube, dass diese Sensibilität in jeder Generation neu erarbeitet werden muss. Jede Generation stellt andere Fragen an die Geschichte, und natürlich spielt auch der soziale, ethnische und religiöse Hintergrund der Schüler eine große Rolle, in welcher Weise sie auf diesen Teil der deutschen Geschichte reagieren. Gerade deshalb sind auch wir jetzt einen neuen Weg gegangen. Im Pädagogischen Zentrum des Fritz Bauer Instituts in unserem Museum beschäftigen wir eine Lehrerin, die aus dem türkischen Grenzgebiet zu Syrien stammt. Sie hat in Deutschland promoviert und unterrichtet, und sie versteht sich selbst als Immigrantin, die hier Karriere gemacht hat. Es ist uns sehr wichtig zu versuchen, mit Kindern, die einen ähnlichen biografischen Hintergrund haben, ins Gespräch zu kommen über jüdische Geschichte – auch über Antisemitismus, aber vor allem über jüdische Geschichte, den Islam und das Christentum. Insgesamt glaube ich, dass man heute tatsächlich mehr über diese Themen spricht und sensibler damit umgeht, auch von Seiten der Lehrer, so dass Schüler auch mehr darüber erfahren. Altbekannt ist die Vorstellung, in der Vergangenheit sei alles besser gewesen, aber was die Beschäftigung mit jüdischer Geschichte und dem Holocaust angeht, sehe ich die Entwicklung eher positiv, auch wenn hier weiterhin sehr viel Bedarf besteht. Ein in der Öffentlichkeit viel diskutiertes Thema ist, dass es immer weniger Zeitzeugen gibt, die über die NS-Zeit berichten können. Vor allem in den 1980er und 1990er Jahren haben diese Zeitzeugen mit ihren Besuchen in den Schulen eine wichtige Funktion erfüllt. Das bedeutet aber nicht, dass die Auseinandersetzung mit dem Holocaust in dem Moment aufhört, in dem niemand mehr da ist, der erzählen könnte. Wir haben Filme, wir haben Bücher, wir haben Materialien, auf die wir zurückgreifen können. Ohnehin sollte eines nicht vergessen werden: Die Zeit, in denen man den Überlebenden des Holocaust zuhörte, war sehr kurz. In den 1950er bis 1970er Jahren gab es viel mehr Überlebende, doch zuhören wollte man ihnen nicht, schon gar nicht an den Schulen.

**TRIBÜNE:** Sie haben gerade Jugendliche mit Migrationshintergrund angesprochen. Gerade bei ihnen ist eine sehr kritische, wenn nicht von Abneigung und sogar Hass geprägte Einstellung zu Israel und Juden schlechthin festzustellen.

**GROSS:** So negative Erfahrungen, wie es sie an manchen Schulen durchaus gibt, haben wir zum Glück nicht gemacht. Unabhängig vom persönlichen Hintergrund halten wir es für wichtig, eher die Geschichte und Kultur der Juden ins Zentrum zu rücken und nicht isoliert den Fokus auf den Holocaust oder den Nahostkonflikt zu richten. Verknüpfen wir die Darstellung der Geschichte der Juden mit Vergleichen zur christlichen und zur muslimischen Geschichte, können wir parallele, vielleicht auch positive Bilder erzeugen und bieten gleichzeitig die Möglichkeit, etwas über eine andere Gruppe zu lernen, die man nicht kennt. Eine Fokussierung auf Konfliktsituationen, auf Auseinandersetzungen ist nicht hilfreich, denn das kennen die Schüler zur Genüge, ganz besonders, wenn sie in Nachrichten und Fernsehberichten aus ihren Herkunftsländern darüber viel erfahren. Hier Meinungen zu verändern, das gelingt nicht innerhalb einer Unterrichtsstunde. Deshalb konzentrieren wir uns sehr stark darauf, auf eine positive Geschichte hinzuarbeiten. Das gilt übrigens auch für Schülerinnen und Schüler aus nichtmigrantischen Familien. Die Vorstellung, man könnte bei Jugendlichen Empathie und Sensibilität gegenüber Juden wecken, indem man möglichst viel über die Grausamkeiten des Nationalsozialismus spricht, wird heute von den meisten Pädagogen in Frage gestellt. Sie gehen davon aus, dass das Bild eines Opfers bei den Schülern im Gegenteil eher negative Gefühle hervorruft. Viel erfolgversprechender ist es, wenn man die positiven Seiten jüdischer Geschichte und Kultur darstellt. Leider erfahren Schüler auch aus aktuellen Schulbüchern oftmals nur über Juden als Opfer im Nationalsozialismus. Das reicht nicht. Wie man gegen diesen verbreiteten »Kult der Sieger« angehen kann, ist ein gleichwohl bleibendes Problem.

**TRIBÜNE:** Wenn Sie die Entwicklung des jüdischen Lebens in der Bundesrepublik, in Frankfurt betrachten, steht sie im krassen Widerspruch zur Feststellung Leo Baecks, die Epoche der Juden in Deutschland sei vorbei.

**GROSS:** Im Gegenteil, ich denke, dass Leo Baek mit seiner Einschätzung recht hatte. Die Epoche des deutschen Judentums, das er erlebt hat, ein deutsches Judentum mit jüdischem Lehrhaus, als Juden eine signifikante Rolle in der deutschen Literatur, Presse, Wirtschaft, im Mäzenatentum, in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens – vielleicht mit Ausnahme der Politik – gespielt haben, diese Epoche ist tatsächlich 1933 zu Ende gegangen. Zwischen 1933 und 1945 erleben wir die Beraubung, Vertreibung und Ermordung der Juden. Von 1945 bis 1949, zum Teil auch bis in die späten 1950er Jahre reicht die Phase der Displaced Persons (DP): Juden, die den Holocaust meist in den östlichen Teilen der Sowjetunion überlebt haben, bei ihrer Rückkehr nach Polen auf viel Abwehr und Antisemitismus stießen und dann in den alliierten Besatzungszonen in DP-Camps wie hier in Frankfurt-Zeilsheim unterkamen. Diese Zeit hat mit der Epoche des deutschen Judentums vor 1933 sehr, sehr wenig, vielleicht gar nichts zu tun. Nur wenige Juden blieben hier und lebten in Deutschland, bis 1989 respektive 1991 die sogenannten Kontingentflüchtlinge, die Juden aus der ehemaligen Sowjetunion, hierher kamen. Diese neue Epoche bis 1989 ist vor allem geprägt von den

Diskussionen, den Auseinandersetzungen mit den Nichtjuden in Deutschland über die Vergangenheit. Natürlich gibt es viele »nichtjüdische Juden«, wenn man sie so nennen will, wie Horkheimer, wie Adorno, wie Ernst Bloch oder wie Fritz Bauer, die in der Nachkriegszeit eine wichtige Rolle als Intellektuelle spielen. Aber sie spielen diese Rolle gerade nicht als jüdische Intellektuelle, wie es vor 1933 ein Martin Buber, Franz Rosenzweig oder Herman Cohen tat. Ob nach der Zuwanderung der sogenannten Kontingentflüchtlinge so etwas wie ein »Judentum II« entstanden ist – vielleicht. Das können wir jetzt noch gar nicht beurteilen, auch und gerade nicht als Historiker, für den es meist schwierig ist, mitten im laufenden Geschehen einen Überblick zu gewinnen. Aus meiner jetzigen Sicht fällt das Urteil gemischt aus: Es gibt in Deutschland wieder jüdisches Leben, aber mit dem, was vor 1933 war, ist es immer noch nicht vergleichbar. Insofern ist die Epoche, von der Leo Baeck gesprochen hat, tatsächlich beendet.

**TRIBÜNE:** Jüngst hat der Magistrat der Stadt einen deutsch-israelischen Freundschaftstag mit einem offiziellen Empfang im Römer beschlossen. Wie stehen Sie dazu? Hat eines der von Ihnen geleiteten Institute Pläne, zu dem Freundschaftstag besondere Aktivitäten zu entwickeln?

**GROSS:** Ich muss ganz ehrlich sagen, dass ich von dieser Initiative jetzt das erste Mal höre; sie wurde auch nicht an uns herangetragen. Frankfurt und Tel Aviv sind seit Jahren Partnerstädte, aber bei diesen städtischen Aktivitäten sind wir nicht involviert. Die drei Institutionen, die ich leite, pflegen intensive eigene Kontakte zu wissenschaftlichen Einrichtungen in Israel. Neben einer Reihe von bestehenden Kooperationen mit Museen bemühen wir uns aktuell darum, für eine Studie in Zusammenarbeit mit der Hebräischen Universität und dem Van Leer Institute in Jerusalem eine Finanzierung zu finden. Die Studie soll untersuchen, welchen Einfluss eine deutsche Förderung für israelische Wissenschaftseinrichtungen hat und in welcher Weise dies wiederum auf deutsche Institute und Wissenschaftler zurückwirkt.

**TRIBÜNE:** Trotz Solidaritätsbekundungen der deutschen Regierung kommt Israel in unseren Medien oft nicht gut weg. Im Kreuzfeuer der Kritik stehen die Siedlungspolitik und das Verhältnis zu den Palästinensern.

**GROSS:** Es ist wichtig, dass das Jüdische Museum ein Forum bietet für Menschen, die ganz unterschiedliche Positionen gegenüber Israel haben. Deswegen halte ich mich sehr zurück, eine eigene Meinung zu äußern; allzu leicht könnte sie als Stellungnahme des Museums missverstanden werden. Persönlich habe ich, das ist sicher kein Geheimnis, ein sehr enges Verhältnis zur heutigen israelischen Gesellschaft – so weit man das überhaupt sagen kann. Mein Bruder lebt in Tel Aviv, ich selbst habe im letzten Jahr zwei Monate in Jerusalem verbringen können. Aber ich glaube, es ist nicht gut, wenn Institutionen wie das Jüdische Museum, die unterschiedlichen Positionen ein Forum bieten sollen, sich an den Auseinandersetzungen zu stark beteiligen. Innerjüdisch werden heftige Diskussionen darüber geführt, wie die Regierungspolitik zu beurteilen ist. Ähnliche Debatten gibt es natürlich auch auf nichtjüdischer Seite. Erst wenn die Auseinandersetzung mit israelischer Politik eine deutliche Verbindung zu antisemitischen Vorurteilen beinhaltet, ist der Moment gekommen, an dem etwa das Fritz Bauer Institut darauf hinweisen muss, dass hier Klischees bedient werden,

die nichts mit der Realität zu tun haben. Wie man die Siedlungspolitik Israels generell beurteilt, das hat nichts mit Antisemitismus zu tun, und da sollten wir uns auch nicht einmischen.

**TRIBÜNE:** In Israel ist ein Meinungsumschwung gegenüber Deutschland eingetreten. Glauben Sie, dass Bundeskanzlerin Merkels Versicherung in der Knesset, »Israels Sicherheit ist Staatsraison«, dabei eine Rolle gespielt hat?

**GROSS:** Ich glaube, dass das deutsch-israelische Verhältnis nach 1945 sehr viele sehr komplizierte Phasen durchlaufen hat mit einem Auf und Ab, mit Annäherungen und Distanzierungen. Mein Eindruck ist, dass das Verhältnis auf politischer Ebene sicherlich nicht weniger eng ist als in den Jahren davor. Aber wie es sich entwickeln wird, können wir alle nicht wissen.

**TRIBÜNE:** Wenn Sie auf kein Budget Rücksicht nehmen müssten, welches Projekt würden Sie mit dem Jüdischen Museum oder dem Fritz Bauer Institut gerne auf die Beine stellen?

**GROSS:** Genau genommen nehmen wir bei den meisten Projekten keine Rücksicht auf ein Budget – wir haben in der Regel noch keines. Erst kommt die Idee für ein Projekt, dann kämpfen wir darum, dass es sich finanzieren lässt. Weder das Jüdische Museum noch das Fritz Bauer Institut noch das Leo Baeck Institute sind so ausgestattet, dass wir ein jährliches Ankaufsbudget oder ein Budget für Ausstellungen hätten. Gedeckt sind lediglich unsere laufenden Kosten und Löhne. Insofern machen wir genau die Projekte, die wir machen wollen, und finden dazu – wie etwa bei »Juden. Geld« mit der Deutschen Bank – einen Sponsor. Manchmal fällt uns das jedoch schwer. Was mich im Moment sehr überrascht, ist, dass es mir bisher unmöglich war, Geldgeber für eine Ausstellung zu Fritz Bauer zu finden, die ich 2014 präsentieren will. Ganz sicher, wir machen diese Ausstellung auch. Aber die abschlägigen Antworten, die wir selbst unter anderem von der Friedrich-Ebert-Stiftung erhalten haben – bei der man davon ausgehen würde, dass Fritz Bauer ein Thema ist, das ihr nahesteht –, haben uns doch sehr gewundert.

**TRIBÜNE:** Hilft Ihnen das Engagement der Gesellschaft der Freunde und Förderer des Jüdischen Museums bei Ihrer Arbeit?

**GROSS:** Die Gesellschaft der Freunde und Förderer des Jüdischen Museums, genauso wie der Freundeskreis des Fritz Bauer Instituts, sind sehr, sehr wichtig für uns. Sie haben zwei bedeutende Funktionen: Einerseits stellen sie eine Lobby für die beiden Institutionen dar. Eine solche Lobby ist überaus wichtig für uns, denn sie dokumentiert in Frankfurt, dem Land Hessen und darüber hinaus, dass es Menschen gibt, die sich mit uns und unserer Arbeit identifizieren und daher Mitglieder sind. Die zweite Funktion, die gerade angesichts leerer Haushaltskassen mehr und mehr ins Zentrum rückt, ist die Unterstützung bei der Beschaffung von Drittmitteln. Auch hier bin ich begeistert von der Arbeit, die die Förderkreise leisten, insbesondere der des Jüdischen Museums, seit Herr von Schoeler ihn leitet. Am Fritz Bauer Institut haben wir mit Jutta Ebeling ebenfalls eine sehr engagierte neue Vorsitzende gefunden, und ich bin sicher, auch hier werden wir noch mehr Unterstützung finden, als es in der Vergangenheit schon der Fall war.

**TRIBÜNE:** Als Sie nach Frankfurt kamen, hat man Sie als »Mann von Welt« begrüßt. Haben sich Ihre eigenen Hoffnungen zu Frankfurt erfüllt?

**GROSS:** Ich muss gestehen, ich kam mit einem gewisse Maß an Vorsicht im Gepäck hier an, denn ich war nicht sicher, ob mir die Arbeit am Frankfurter Museum gefallen würde und ob ich in Deutschland leben möchte. Zuvor war ich an einem reinen Forschungsinstitut in London tätig. Aber ich habe den Umzug an den Main niemals bereut. Bis heute macht mir die Museumsarbeit sehr viel Freude, und ich konnte dabei von Anfang an auf sehr große Unterstützung zählen. Als ich dann gebeten wurde, zusätzlich das Fritz Bauer Institut zu leiten, war ich zunächst besorgt, ob mir die Arbeit über den Kopf wachsen würde. Das Institut steckte damals in vielerlei Hinsicht in einer tiefen Krise, nicht nur finanziell, auch strukturell und vor allem auf der Ebene der zwischenmenschlichen Kommunikation. Natürlich geht die Entwicklung immer weiter, alles ist ständig im Fluss, aber inzwischen haben wir auch am Fritz Bauer Institut eine Situation erreicht, in der die Mitarbeiter sehr produktiv und kreativ arbeiten können. Das positive Feedback, das wir erhalten, tut ein Übriges. Rationell betrachtet laufen im Moment fast schon zu viele Projekte, denn wir sind bei einem Volumen an Drittmitteln angelangt, das für die Verwaltung unseres kleinen Instituts kaum noch zu bewältigen ist. Selbstverständlich gibt es immer noch Ecken, an denen etwas zu verbessern wäre. Besondere Bedenken habe ich, wie schon angesprochen, wenn das Fritz Bauer Institut nicht mit einer Universitätsprofessur gekoppelt wird: Die Konkurrenz durch andere Einrichtungen wird immer größer, und ohne die Verbindung zu einem Lehrstuhl fehlt dem Fritz Bauer Institut die Wertigkeit, die das Thema und das Institut verdienen.

**TRIBÜNE:** Tausend Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führte Otto R. Romberg.